

Corinna R. Unger: Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1945-1957. (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bd. 1.) Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007. 497 S. (€ 56,-)

Es ist wieder relativ still geworden um die deutsche Ostforschung. Während die Wogen in den letzten Jahren im Zuge der überfälligen Aufarbeitung der Geschichte dieses deutsch-tumszentrierten Forschungsverbundes zwischenzeitlich sehr hoch schlugen, scheint nun eine gewisse Sättigung eingetreten zu sein. Dies könnte man auf den ersten Blick mit dem Erreichen eines mittlerweile zufrieden stellenden Forschungsstandes erklären, wie dies auch die Vf.in der hier zu besprechenden Arbeit teilweise tut, wenn sie konstatiert, dass das „Bedürfnis nach Detailinformationen über Institutionen und Protagonisten der deutschen Ostforschung bis 1945“ inzwischen „weitgehend befriedigt“ (S. 27) sei. Erscheint schon diese Aussage reichlich optimistisch, so trifft sie umso weniger auf die Zeit nach dem Zusammenbruch des NS-Staates zu, als es dem Gros der völkischen ‚Ostexperten‘ bald gelang, weitgehend bruchlos an ihre früheren Konzepte und Karrieren anzuknüpfen. Die Geschichte der deutschen Ostforschung in der Bundesrepublik ist erst in Ansätzen geschrieben, und genau hier setzt Corinna Unger mit ihrer in Freiburg erstellten Dissertation an.

Ihr Buch eröffnet zugleich die von Rüdiger vom Bruch, Ulrich Herbert und Patrick Wagner herausgegebene Reihe „Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft“, und auch der Untertitel der Arbeit lässt erwarten, dass die Reetablierung der Ostforschung in erster Linie am Beispiel der entsprechenden Förderpolitik der DFG geschildert würde. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die vormalige Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft stellt nur eines unter einer Vielzahl von Feldern dar, die die Vf.in in den Blick nimmt. Der Bogen reicht von der bundesrepublikanischen Ostforschung insgesamt über die universitären Fächer Osteuropäische Geschichte und Slavistik bis hin zu Ostrecht, Ostkunde, Sowjetologie und der Entwicklung vergleichbarer Forschungen in den USA. Es geht mithin um Ost(europa)forschung in Westdeutschland, aber nur am Rande um die DFG. Geographisch wird der Fokus hierbei auf die Forschungen zu Polen und Russland bzw. der Sowjetunion begrenzt.

Diese weit ausgreifende Perspektive birgt einige Schwierigkeiten. So gewinnt man beim Lesen stellenweise den Eindruck, dass der Vf.in in ihrem Bestreben, möglichst alle relevanten Bereiche in den Blick zu nehmen, der Gegenstand etwas aus den Fugen geraten ist. Vieles kann naturgemäß nur angerissen werden, und auch wenn durch das Einschleiben von Zwischenresümées eine wiederholte Einbettung in den Gesamtzusammenhang erfolgt, so droht der rote Faden doch manchmal aus dem Blick zu geraten. Dies gilt etwa für das letzte Kapitel des Textes, in dem ein hochinteressanter Abriss über die Begründung und die Transformationen der amerikanischen *Russian and Soviet Studies* geliefert wird. Der Ansatz, über einen Vergleich die wiederholt geforderte Einordnung der deutschen Entwicklung in einen internationalen wissenschaftshistorischen Kontext zu liefern, ist nachdrücklich zu begrüßen – allein, es stellt sich die Frage, inwieweit dies nicht genügend Stoff für eine eigene Studie liefert, wie U. auch selbstkritisch einräumt (S. 349).

Damit soll der Blick zugleich auf die vielen positiv hervorzuhebenden Aspekte des Buches gelenkt werden. Hier ist zunächst einmal festzuhalten, dass die Vf.in eine Gesamtschau der Thematik liefert, wie sie in dieser Breite bisher nicht erreicht wurde. Die (Re-)Strukturierung der bundesrepublikanischen Ostforschung samt ihres personellen, institutionellen und konzeptionellen Wandels bis zum Beginn der 1970er Jahre werden in den Blick genommen, und dies ausgehend von einer beeindruckenden Literatur- und Archivbasis. U. geht es hierbei im Kern darum, zu erklären, wie es einem politisch hochgradig belasteten Forschungsverbund nach 1945 gelingen konnte, sich weitgehend problemlos in das neue gesellschaftliche Umfeld einzufügen, und welche Faktoren dann wiederum den langsamen Wandel dieser anfangs starken Kontinuität bewirkt haben. Untersucht wird dies

den gesamten Text hindurch auf den drei Ebenen Personen und Institutionen, intellektuelle Kategorien und Semantiken sowie dem Wissenschaftsverständnis der beteiligten Akteure.

So sehr man sich an vielen Stellen auch weitere Vertiefungen wünscht, so wichtig sind hierbei doch die Ergebnisse, zu denen die Vf.in gelangt. Der von ihr gewählte Ansatz ermöglicht es, den Zusammenhängen zwischen dem inneren, ost(europa)forschungsinternen Diskurs sowie den vermeintlich ‚äußeren‘ Entwicklungen nachzugehen. Überzeugend zeigt sie auf, wie sehr der Wandel der politischen Rahmenbedingungen in den 1960er Jahren zu sukzessiven Verschiebungen der Forschungsparadigmen führte, weg von deutschumszentrierten Perspektiven hin zu einer gleichwertigen Einordnung der östlichen Völker und Staaten und ihrer Geschichte. Die Widerstände gegen eine solche Revision waren nicht gering, und U. weist zu Recht wiederholt darauf hin, dass viele dieser Bewegungen anfangs nur intern erfolgten und zumeist primär strategischer Natur waren. Indem man sich von besonders eindeutig belasteten Kollegen abgrenzte und zugleich die vermeintlich eindeutige Dichotomie ‚Wissenschaft‘ versus ‚Ideologie‘ ins Feld führte, konnte man nach außen seine Reputation wahren, ohne hierbei wirklich von der Notwendigkeit eines grundlegenden Wandels überzeugt sein zu müssen. Die Frage, wie lange dieser Prozess der Selbstkritik ohne die äußeren Anstöße gedauert hätte, ist hypothetischer Natur – die Lektüre der Arbeit gibt diesbezüglich jedoch keinen Anlass zu besonderem Optimismus. Zu vereinzelt waren die Stimmen derjenigen, die wie etwa Werner Philipp nach 1945 für einen tatsächlichen Neuanfang inhaltlicher Natur eintraten.

Corinna Ungers Dissertation stellt eine deutliche Erweiterung und Verbesserung des Wissensstandes zur Reetablierung der Ostforschung in der Bundesrepublik dar. Es bleibt abzuwarten, wie sich ihre Ergebnisse zu denen anderer in Vorbereitung befindlicher Studien verhalten werden und ob damit die derzeitige relative Stille durch ein Neuaufleben der Diskussion abgelöst wird. Eine Grundlage hierfür ist nun vorhanden, die zugleich auf die Notwendigkeit weiterer Vertiefungen verweist.

Mainz

Hans-Christian Petersen

Manfred Kittel: Vertreibung der Vertriebenen? Der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961-1982). (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte.) R. Oldenbourg Verlag. München 2007. 206 S. (€ 39,80.)

Christian Lotz: Die Deutung des Verlusts. Erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland um Flucht, Vertreibung und die Ostgebiete (1948-1972). (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte, Bd. 15.) Böhlau Verlag. Köln u.a. 2007. X, 327 S. (€ 37,90.)

Mit dem Aufbrechen verfestigter Strukturen und den frischen Perspektiven, die sich seit 1990 zum Thema Flucht und Vertreibung ergaben, wurde und wird noch das Wort vom „Tabu“ bemüht, das eine Debatte und angemessene Würdigung der Vertreibung der Deutschen bis dato verhindert habe. Mit der Existenz und Natur dieses Tabus beschäftigen sich aus unterschiedlicher Perspektive zwei neue Studien von Autoren der mittleren bis jüngeren Historikergeneration. Manfred Kittel, Mitarbeiter des Münchner Instituts für Zeitgeschichte und Lehrstuhlinhaber in Regensburg, geht der Frage nach, ob die Vertreibung der Deutschen und die ehemaligen deutschen Ostgebiete in der bundesdeutschen Öffentlichkeit und Erinnerungskultur „angemessen repräsentiert“ gewesen seien. „Vertreibung der Vertriebenen?“ ist der Titel seines Buches, das, um es vorwegzunehmen, vor allem dem Nachweis eines massiven „Verdrängungsprozesses“ in der Bundesrepublik dient, der spätestens 1969 eingesetzt habe.

Der Leipziger Historiker Christian Lotz beschäftigt sich in seiner Dissertation mit den jeweiligen erinnerungspolitischen Deutungen, die sich zu Flucht und Vertreibung und den deutschen Ostgebieten in DDR und BRD durchsetzten, und rekonstruiert dabei auch die Prozesse, die sowohl in internen Debatten als auch öffentlich zur Etablierung und zum Wandel von Deutungshoheiten führten.